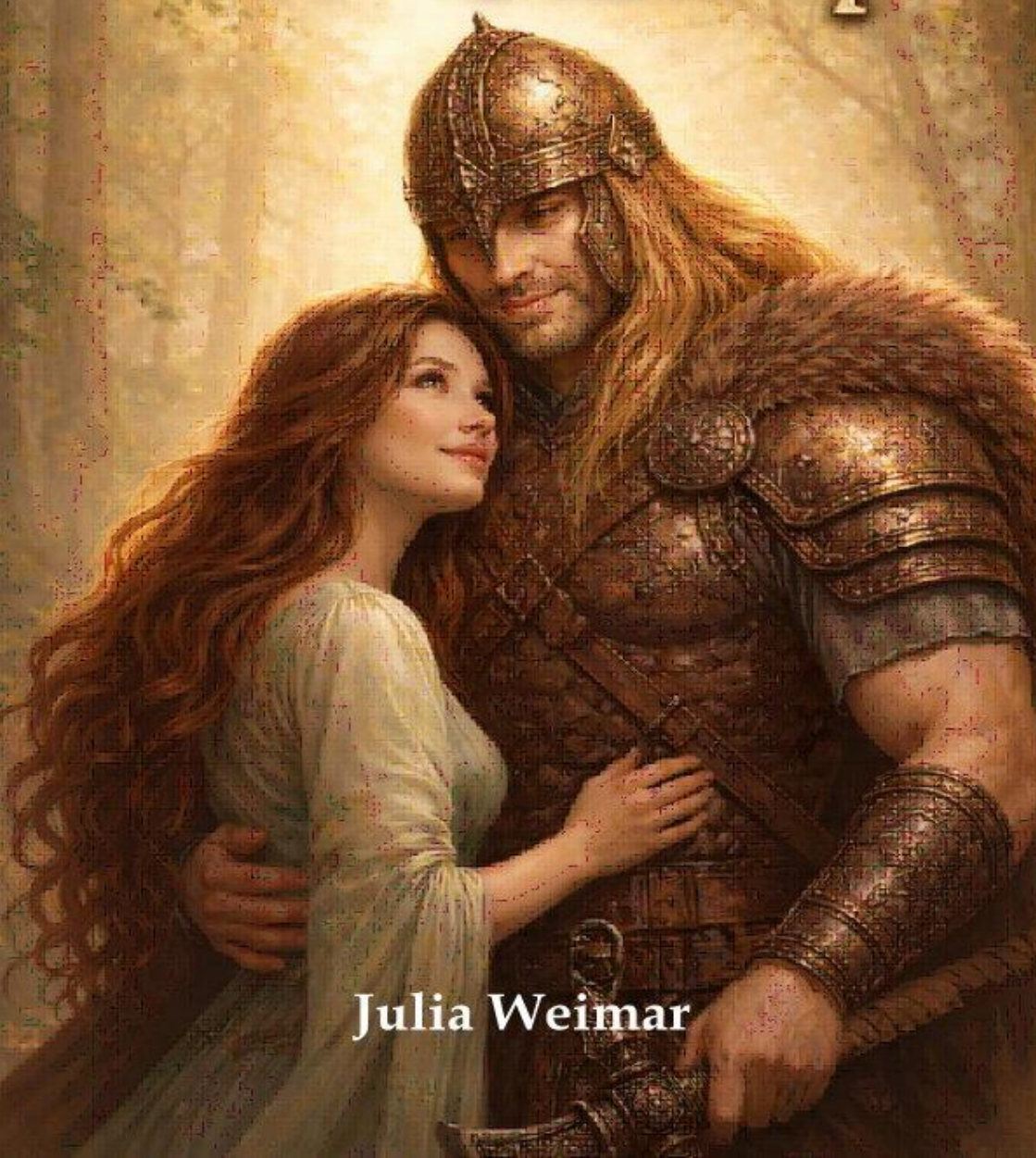


Die Glocken von Killevy



Julia Weimar

Julia Weimar

DIE GLOCKEN
VON
KILLEVY

Inhalt

Kapitel 1 - Der Nebel, der meinen Namen kannte	7
Kapitel 2 - Das Jahr ohne Wiederkehr	14
Kapitel 3 - Die Heilige unter dem Stein	20
Kapitel 4 - Die Glocken im Boden	24
Kapitel 5 - Blut und Eid	28
Kapitel 6 - Slieve Gullion	32
Kapitel 7 - Die Wahl	35
Kapitel 8 - Zwischen den Zeiten	39
Kapitel 9 - Der Nebel öffnete sich	42
Kapitel 10 - Die Zeit, die blieb	46
Epilog - Jahre später	48

Kapitel 1

Der Nebel, der meinen Namen kannte

Johanna

Ich war nicht auf der Suche nach Wundern.

Ich war hier, weil Redaktionen keine Wunder bezahlen, sondern Belege.

Der Friedhof von Killevy lag still unter einem grauen Himmel, wie ein vergessener Gedanke am Rand der Welt. Die Ruinen der beiden Kirchen duckten sich in den Nebel, als wollten sie nicht gesehen werden. Kein Wind. Kein Vogelruf. Nur dieses eigentümliche Schweigen, das sich nicht leer anfühlte, sondern ... wartend.

Ich stellte das Aufnahmegerät aus.

»Zu still«, murmelte ich auf Deutsch, obwohl mich niemand hören konnte.

Als Reporterin hatte ich viele Orte besucht, an denen Geschichte angeblich noch »lebte«. Meistens war das eine Metapher. Hier jedoch fühlte es sich wörtlich an. Jeder Schritt zwischen den alten Grabsteinen schien beobachtet zu werden. Der Boden war feucht, und der Nebel kroch mir unter die Jacke wie kalte Finger.

Mein Blick blieb an dem Monolithen hängen.

Er lag flach, schwer, nicht zu verschieben – ein Stein von absurder Präsenz. Man sagte, hier liege St. Moninna, die Heilige mit den vielen Namen. Bline. Monnina. Sharbhile. Frauen mit zu vielen Namen sind in Legenden nie ungefährlich.

Ich kniete mich hin, berührte den Stein.

Er war wärmer, als er hätte sein dürfen.

»Das ist lächerlich«, sagte ich laut, der Satz einer Rationalistin, gesprochen wie ein Schutzzauber.

Da hörte ich es.

Ein tiefes, fernes Läuten.

Nicht laut. Nicht nah. Aber eindeutig.

Eine Glocke.

Mein Magen zog sich zusammen. Ich kannte diese Geschichten. Glocken, die man vor Wikingern vergraben hatte. Glocken, die nur im Nebel klangen. Klassischer irischer Aberglaube. Genau das, worüber ich schreiben wollte.

»Akustische Täuschung«, sagte ich, doch meine Stimme klang unsicher.

Das Läuten kam näher.

Der Nebel verdichtete sich, wurde schwer, fast fest. Ich wollte aufstehen, konnte mich aber nicht bewegen. Der Boden unter mir vibrierte. Nicht wie bei einem Erdbeben. Mehr wie ... ein Atemzug.

Dann wurde mir kalt. Nicht äußerlich. Innerlich.

Ein Ruck.

Ein Schrei. Meiner.

Und die Welt zerbrach.

Ich landete hart.

Nicht auf feuchtem Gras, sondern auf festgetretenem Boden. Der Geruch von Rauch und Eisen brannte in meiner Nase. Stimmen schrien. Keine Sprache, die ich sofort verstand, aber der Tonfall war eindeutig: Panik.

Ich richtete mich auf und sah: Flammen.

Die Kirche.

Nicht als Ruine. Als Gebäude. Holz. Stein. Brennend.

»Nein ...«, flüsterte ich.

Menschen rannten. Frauen in dunklen Gewändern. Ein Mann stolperte, wurde niedergerissen. Und dann sah ich sie. Wikinger.

Helme. Schilde. Schwerter, rot vom Blut, das noch warm dampfte. Mein Verstand suchte verzweifelt nach Erklärungen. Eine Inszenierung. Ein Filmset. Eine Halluzination.

Dann kam der Schmerz.

Ein Schlag riss mir die Luft aus den Lungen. Ich blickte nach unten, sah die Spitze eines Schwertes, nur Zentimeter von meinem Körper entfernt. Zu nah.

Der Mann vor mir grinste.

Ich roch seinen Atem. Met, Blut, Rauch.

Ich stolperte zurück, zu langsam.

Der Stich kam.

Ich spürte das Reißen, das Brennen, als würde Feuer durch meine Seite laufen. Mein Schrei ging im Lärm unter. Ich fiel.

Der Himmel über mir drehte sich, grau, dann schwarz.

Ein weiterer Schlag hätte mich getötet.

Er kam nicht.

Stattdessen: ein Brüllen. Wütend. Befehlsartig.

Der Druck verschwand. Jemand zog mich weg.

Ich wurde geschleift, halb getragen, halb gezogen. Meine Sinne flackerten. Ich sah einen Mann über mir, größer als ich, breitschultrig, blond, das Gesicht verschmiert mit Schmutz. Seine Augen waren hell. Unmöglich hell in diesem Chaos.

Er sprach zu mir.

Ich verstand kein Wort. Aber sein Ton war ruhig.

»Bleib bei mir!«, sagte er, oder etwas, das sich so anfühlte.

Er brachte mich fort vom Feuer, weg von den Schreien, in den Schutz eines Hügels. Ich klammerte mich an sein Gewand, während mein Blut meine Kleidung durchnässte.

»Ich ... ich bin Journalistin«, brachte ich hervor.

Er sah mich verwirrt an. Dann lächelte er schief, fast traurig.

Er verband meine Wunde mit erstaunlicher Ruhe. Seine Hände waren grob, aber vorsichtig. Als hätte er das schon oft getan.

Ich sah ihm ins Gesicht.

Ein Wikinger.

Der Mann, vor dem ich hätte Angst haben müssen. Der Mann, der mir das Leben gerettet hatte.

»Das ist unmöglich«, flüsterte ich.

Er legte mir die Hand auf die Stirn.

Ein seltsames Zeichen. Vielleicht ein Gebet. Vielleicht etwas Älteres.

Der Nebel kroch erneut heran, und diesmal wusste ich: Er war nicht mein Feind.

Bevor ich das Bewusstsein verlor, hörte ich wieder das Läuten.

Und ich verstand: Die Glocken hatten mich nicht gewarnt. Sie hatten mich gerufen.

Erik

Der Nebel kam nicht vom Meer.

Das wusste ich sofort.

Er kroch den Hang von Slieve Gullion herab, schwer und falsch, als würde der Berg selbst atmen. Ich hatte viele Nebel gesehen, über Fjorden, über brennenden Dörfern, über Schlachtfeldern. Dieser hier war anders. Er brachte Stille mit sich. Und Kälte, die nicht von der Luft kam.

»Bleibt zusammen«, rief jemand hinter mir. Ich hörte es kaum.

Wir waren gekommen, um zu nehmen. Silber. Vieh. Vielleicht Gefangene. So war es immer. Ich hatte mir eingeredet, dass es keinen Unterschied machte, wo man plünderte, Kirchen, Höfe, Städte. Doch als ich die Glocke hörte, tief und fern, wusste ich, dass dieser Ort sich wehren würde.

Nicht mit Waffen.

Mit Erinnerung.

Ich sah das Feuer zuerst. Dann die Menschen. Die Frauen in dunklen Gewändern, die schreiend auseinanderliefen. Einer meiner Männer lachte, als er einen zu Boden stieß. Ich sah weg.

Dann sah ich sie.

Sie stand mitten im Chaos, als hätte der Nebel sie ausgespuckt. Keine Kutte. Keine Angst, wie ich sie kannte. Ihre Kleidung war fremd, seltsame Schnitte, seltsame Farben. Zu dünn. Zu glatt. Nicht von hier. Nicht von jetzt.

Sie kniete am großen Stein.

Am Stein der Heiligen.

Mir zog es den Atem aus der Brust.

Niemand berührte diesen Stein. Nicht einmal wir.

»Zurück!«, rief ich, aber es war zu spät.

Hákon sah sie auch.

Ein Mann aus meiner Gefolgschaft, einer von denen, die mir folgten, seit sie mich gegen meinen Willen zu ihrem Anführer gemacht hatten.

Er grinste, zog sein Schwert.

»Ein Geschenk«, sagte er. »Oder ein Opfer.«

Ich rannte.

Der Nebel bremste mich, als würde er meine Beine halten. Ich brüllte seinen Namen, doch Hákon hörte nur sein Blut. Er stieß zu.

Zu langsam.

Der Stahl traf sie, nicht tödlich, aber nah genug, dass ich den dunklen Fleck sah, der sich ausbreitete. Etwas in mir riss. Kein Zorn. Etwas Älteres. Tieferes.

Ich schlug Hákon zur Seite, härter, als ich es je zuvor getan hatte. Sein Schwert flog. Er fiel. Sah mich an, ungläubig.

»Sie gehört nicht dazu«, sagte ich.

Ich wusste nicht, woher ich das wusste. Ich wusste es einfach.

»Bist du wahnsinnig?«, spuckte er.

Vielleicht war ich es.

Ich packte die Frau, zog sie weg vom Stein, weg vom Feuer. Sie war leichter, als sie hätte sein dürfen. Ihr Blut färbte meine Hände. Warm. Wirklich.

Sie sprach zu mir.

Ich verstand kein Wort.

Aber ich verstand den Ton. Verwirrung. Schmerz. Trotz. Sie klammerte sich an mein Gewand, als hätte sie entschieden, dass ich real war, und alles andere nicht.

Ich brachte sie hinter den Hügel, dorthin, wo der Nebel

dünn war. Wo die Glocke leiser klang. Ich riss Stoff von meinem Mantel, presste ihn auf ihre Wunde. Meine Hände taten, was sie immer taten. Verbinden. Drücken. Warten.

Sie sah mich an, als wäre ich ein Rätsel.

»Journalistin«, sagte sie.

Das Wort bedeutete nichts. Aber ihre Stimme tat es.

Ich lächelte, ohne es zu wollen.

Ein schiefes Lächeln. Für jemanden, der nicht hier sein sollte.

»Bleib!«, sagte ich. Oder vielleicht sagte ich etwas anderes. Etwas, das der Nebel verstand.

Ich legte meine Hand auf ihre Stirn. Nicht wie ein Krieger. Wie meine Mutter früher, wenn der Winter kam und das Fieber. Ich murmelte ein altes Wort. Kein christliches. Keines, das die Mönche kannten.

Der Nebel bewegte sich.

Nicht weg.

Um uns herum.

Die Glocke läutete erneut, tiefer jetzt. Näher.

Die Frau schloss die Augen. Ihr Atem wurde ruhiger.

Und in diesem Moment wusste ich etwas, das mir Angst machte: Ich hatte sie nicht gerettet, um gut zu sein.

Ich hatte sie gerettet, weil der Berg es wollte.

Weil der Stein sie erkannt hatte.

Und weil sie – so fremd sie war – zu dieser Geschichte gehörte.

Vielleicht mehr als ich.

Kapitel 2

Das Jahr ohne Wiederkehr

Johanna

Zuerst war da nur Schmerz – dumpf, pochend – wie eine ferne Erinnerung. Dann Kälte. Nicht die nasse Kälte Irlands, sondern eine trockene, die von innen kam. Mein Atem ging flach. Jeder Versuch, mich zu bewegen, ließ ein Brennen durch meine Seite fahren.

Ich öffnete die Augen.

Das Dach über mir war niedrig, aus dunklen Holzbalken, geschwärzt vom Rauch vieler Feuer. Zwischen den Balken hing getrocknetes Kraut. Der Geruch war fremd: Holz, Fett, Blut, etwas Bitteres. Kein Krankenhaus. Kein Zelt. Keine moderne Welt.

»Nein«, flüsterte ich.

Meine Hand fuhr reflexhaft zu meiner Seite. Stoff. Grober Stoff. Darunter ein Verband, fest und sorgfältig angelegt. Jemand hatte sich Mühe gegeben. Jemand hatte gewusst, was er tat.

Ich richtete mich ein wenig auf, zu schnell. Mir wurde schwindlig.

»Bleib liegen!«

Die Stimme kam von links. Tief. Ruhig. Mit einem Akzent, den ich nicht zuordnen konnte. Er trat aus dem Halbschatten.

Der Wikinger.

Er hatte seinen Helm abgelegt. Sein blondes Haar war län-

ger, als ich zuerst gedacht hatte, und fiel ihm offen auf die Schultern. Er war größer als jeder Mann, den ich aus meinem Alltag kannte. Aber es war nicht seine Größe, die mir den Atem nahm.

Es waren seine Augen, hellblau wie der Himmel nach einem Sturm, aufmerksam und von einer Vorsicht erfüllt, die ich bei einem Krieger nicht erwartet hätte, und doch übten sie einen beinahe magischen Bann auf mich aus.

»Du bist verletzt«, sagte er langsam, als würde er jedes Wort abwägen. »Nicht tödlich.«

Ich starrte ihn an. Ich konnte nicht aufhören, ihn weiter anzustarren, ihn und seine hellblauen Augen, seinen durchtrainierten Körper, dessen Muskeln sich über die gesamte Länge spannten. Keine Frage: Wenn man sich einen waschechten Wikinger vorstellte, der direkt aus einer Netflix Serie entsprungen zu sein schien, dann sah dieser genauso aus.

Wenn er mein Starren bemerkt hatte, ließ er sich nichts anmerken.

Komischerweise hatte ich keine Angst vor ihm. Eigentlich hätte da große Angst vor ihm aufkommen müssen. Doch es war die Art, wie er mit mir umging, die ihn weniger gefährlich erscheinen ließ.

»Das ist unmöglich«, sagte ich. »Das ist ...«

Ich brach ab. Journalistinnen sagen nicht *unmöglich*. Sie sagen *unwahrscheinlich*.

»Wo bin ich?«, fragte ich.

Er zögerte. Sein Blick wurde schärfer, als ich ihn fragte, wo wir uns befanden. Ihm fiel auf, dass ich seine Sprache verstand. Er ging aber nicht weiter darauf ein, obwohl sie mir

fremd und zugleich vertraut war. Er hielt meinen Blick einen Moment fest. Dann sprach er langsam in Altnordisch, der Zunge der Wikinger aus dem 10. Jahrhundert:

»Killevy.«

Mein Herz schlug schneller. Als Journalistin wusste ich: Der Ort hieß damals genau wie heute. Nach ihm wurde später die Kirche benannt, die in alten irischen Chroniken um 923 erwähnt wird. »Welches Jahr?«

Jetzt runzelte er die Stirn, als hätte ich etwas Seltsames gefragt.

»Das Jahr?«, fragte er nach. »Nach der letzten Ernte. Nach dem dritten

Vollmond.« »Nein«, flüsterte ich. »Das meine ich nicht.« Er musterte mich lange.

Dann sagte er: »Neunhundertdreiundzwanzig.«

Die Welt kippte.

Ich lachte. Laut. Hysterisch. Es klang falsch in diesem Raum. »Nein. Das ist nicht möglich. Ich war ...«

Ich sah mich um. Kein Asphalt. Kein Motorengeräusch. Nur Lehm, Feuer und das Wiehern von Pferden.

Ich war nicht mehr *unterwegs*. Ich war *verschwunden*.

»Du bist nicht von hier«, sagte er leise. Keine Frage. Eine Feststellung.

Ich sah ihn an. Er hätte alles sagen können. Dass ich verrückt sei. Dass ich eine Gefangene sei. Dass ich schweigen solle. Aber er sagte das nicht.

»Ich heiße Johanna«, sagte ich. Mein Name fühlte sich an wie ein Anker. »Ich bin Reporterin. Aus Deutschland.«

Er ließ den Namen auf der Zunge liegen.

»Jo-han-na«, sagte er langsam. Reporterin, das Wort schien ihm nichts zu sagen, er runzelte nur leicht die Stirn.

»Und du?«

»Erik.«

Nur das. Kein Titel. Kein Ruhm.

»Du hast mich gerettet.«

Er nickte. »Ja.«

»Warum?«

Wieder dieses Zögern. Dann: »Weil du dort nicht hättest sein dürfen.«

Ich schluckte. »Ihr habt das Kloster überfallen.«

Ein Schatten huschte über sein Gesicht.

»Ja.«

»Und trotzdem ... bist du kein Plünderer aus Überzeugung«, hörte ich mich sagen. Es war keine Frage. Es war das Ergebnis jahrelanger Menschenkenntnis.

Er sah mich überrascht an. Dann lächelte er schwach.

»Du siehst zu viel.«

Zwischen uns lag Stille. Keine feindliche. Eine vorsichtige. Ich spürte etwas, das mir Angst machte, Nähe. Zu schnell. Zu intensiv. Zu falsch.

Oder zu richtig.

Erik

Sie sah mich an, als würde sie versuchen, mich zu lesen wie ein Buch.

Das tat sonst niemand.

Die meisten sahen in mir einen Anführer, weil sie es wollten. Oder einen Krieger, weil sie es brauchten. Sie sah etwas

anderes. Etwas Fragendes.

»Deutschland«, sagte ich langsam. Das Wort kannte ich nicht. Aber es klang weit weg. Weiter als jedes Land, das ich je gesehen hatte.

Sie bewegte sich vorsichtig. Stark, trotz der Wunde. Kein Jammern. Kein Betteln. Das gefiel mir.

Ich hatte viele Frauen gesehen. In Dörfern. Auf Märkten. In Klöstern, die wir überfallen hatten. Keine hatte je so ausgesehen wie sie.

Nicht, weil sie geschmückt war – im Gegenteil. Ihre Kleidung war schlicht, fremd geschnitten, ohne Zeichen von Rang oder Besitz. Und doch trug sie sie mit einer Selbstverständlichkeit, als gehöre ihr der Raum, in dem sie stand.

Ihr Haar war dunkler als das der meisten Frauen hier, fiel ihr weich ins Gesicht, ungeordnet, als hätte der Nebel selbst es berührt. Ihre Haut war hell, aber nicht bleich, gezeichnet von einem Leben unter freiem Himmel, nicht von einem hinter Mauern. Ihre Augen waren klar und wach. Sie sahen mich an, ohne fliehen zu wollen, ohne die geringste Angst vor mir.

Ich dachte nicht daran, dass diese Frau schön war.

Ich dachte daran, dass sie unverfälscht war, wie etwas, das man nicht festhalten sollte.

Ich schätzte ihr Alter so gut ich konnte. Sie war keine junge Frau mehr, keine, die sich erst finden musste. Und doch lag etwas Unabgeschlossenes in ihr, als stünde sie zwischen Wegen. So alt wie ich vielleicht. Dreißig Winter. Vielleicht mehr. Vielleicht weniger. Bei ihr ließ sich das schwer sagen.

Sie hatte den Blick von jemandem, der viel gesehen hatte.

Und überlebt.

Ich senkte den Blick, ohne zu wissen warum.

Ich war es nicht gewohnt, dass mir jemand so unmittelbar auffiel. Noch weniger, dass ich es zuließ, nicht nach dem, was gewesen war.

Und genau das überraschte mich mehr als alles andere: Dass sie es schaffte, mich für einen Moment vergessen zu lassen, wer ich war und was ich sein musste.

»Der Überfall«, sagte sie. »Du wolltest ihn nicht.«

Ich schnaubte leise. »Wollen ist ein Wort für Männer, die eine Wahl haben.«

Ich setzte mich ihr gegenüber hin, mit genug Abstand, um sie nicht zu bedrängen. Meine Mutter hatte mir beigebracht, dass man Verletzte nicht einengt, weder mit Händen noch mit Blicken.

»Ich bin hier aufgewachsen«, begann ich. Ich wusste nicht, warum ich ihr das erzählte. »Nicht reich. Nicht arm. Mein Vater war Fischer. Er wollte, dass ich bleibe.«

Ich sah das Meer vor mir. Grau. Unruhig.

»Aber das Meer lässt niemanden bleiben.«

Sie hörte zu. Wirklich zu.

»Ich war sechzehn, als ich das erste Mal mitfuhr. Ich dachte, ich würde Ruhm finden.« Ich lachte leise. »Ich fand Blut.«

»Und jetzt?«, fragte sie.

»Jetzt folgen sie mir.« Ich sah auf meine Hände. »Nicht, weil ich der Beste bin. Sondern weil ich zurückkomme. Jedes Mal.«

»Du wolltest kein Anführer sein.«

»Nein.« Ich sah sie an. »Aber ich konnte sie auch nicht füh-

ren lassen von Männern wie Hákon.«

Sie zog die Stirn kraus. Sie erinnerte sich.

»Er hätte mich getötet.«

»Ja.«

Ein Moment. Schwer. Ehrlich.

»Warum vertraust du mir?«, fragte sie plötzlich.

Ich dachte an den Nebel. An den Stein. An die Glocke.

»Weil der Berg dich kennt«, sagte ich. »Und weil du lebst.«

Sie lächelte schwach.

Und in diesem Lächeln lag etwas, das mir gefährlicher erschien als jedes Schwert: Zukunft.

Kapitel 3

Die Heilige unter dem Stein

Johanna

Der Stein war kälter bei Nacht.

Am Tag hatte er sich angefühlt wie etwas, das atmete. Jetzt lag er still da, schwer, dunkel, als hätte er alles Licht geschluckt. Erik hatte mich hierher gebracht, weit genug vom Lager entfernt, um nicht gesehen zu werden, nah genug, um im Notfall schnell zurückzukehren.

»Niemand kommt hierher«, hatte er gesagt.

Nicht *niemand darf. Niemand will.*

Ich saß am Rand des Monolithen, zog den Mantel enger um mich und versuchte, nicht daran zu denken, wie viele Jahrhunderte mich von meiner eigenen Zeit trennten. 923.

Das Jahr hallte in mir nach wie ein falscher Ton.

»Ich muss zurück«, sagte ich leise. Mehr zu mir selbst als zu ihm.

Er antwortete nicht sofort. Erik war gut darin, Stille auszuhalten.

Der Nebel hing zwischen den Bäumen, milchig und träge. In der Ferne hörte ich Stimmen – seine Gefolgschaft. Männer, die lachten, fluchten, tranken. Zu viele. Zu laut. Zu real.

Als ich die Augen schloss, kam der Traum.

Ich stand wieder hier, doch der Stein war aufgerichtet. Unter ihm brannte kein Feuer, sondern Licht. Eine Frau trat daraus hervor, ihr Gesicht nicht jung, nicht alt. Ihre Augen waren ruhig.

Berühre ihn nicht, sagte sie, oder dachte ich es nur?

Nicht aus Gier. Nicht aus Angst.

»Moninna«, flüsterte ich im Schlaf.

Ich wachte mit klopfendem Herzen auf.

Erik kniete neben mir. Wachsam. Als hätte er gespürt, dass etwas geschehen war.

»Du hast gesprochen«, sagte er. »Im Traum.«

Ich erzählte ihm von der Frau. Vom Stein. Von der Warnung.

Er verzog das Gesicht. »Die Heilige schützt. Aber sie fordert.«

»Was?«

Sein Blick wickelte sich um mein Gesicht. »Entscheidungen.«

Später zeigte er mir das Lager.

Sie waren mehr, als ich gedacht hatte. Fünfundzwanzig. Vielleicht dreißig Männer. Rau. Bewaffnet. Brutal – zumin-

dest auf den ersten Blick. Ich sah Narben, alte Wunden, Blicke, die nichts beschönigten.

Das sind keine Monster, dachte ich widerwillig.

Das sind Männer, die gelernt haben zu überleben.

Und doch wusste ich, was sie getan hatten. Ich hatte es gesehen. Die Frauen im Kloster, die zwischen den Mauern gefallen waren, nicht weil sie gekämpft hatten, sondern weil sie im Weg gewesen waren. Jetzt saßen diese Männer am Feuer, tranken, lachten, rieben Blut und Schuld mit Alkohol von ihren Händen – als ließe sich das eine so leicht auslöschen wie das andere.

Hákon nickte mir zu. Kein Misstrauen mehr. Keine Kälte. Fast ... Freundschaft.

Das beunruhigte mich mehr als sein Hass.

Am Feuer hörte ich von ihrem nächsten Ziel. Ein Küstenort weiter südlich. Reich. Ungeschützt. Ein leichter Angriff.

Ich sah Erik an. Er sah zurück.

Und ich wusste: Er wollte mich nicht gehen lassen.

Nicht jetzt.

Nicht mehr.

Erik

Der Stein hatte sie angenommen.

Ich wusste es, noch bevor sie es aussprach. Manche Menschen spüren Orte. Manche Orte spüren Menschen. Johanna gehörte zu denen, die beides konnten.

Ich hatte sie dorthin gebracht, weil ich glaubte, sie wäre sicherer bei der Heiligen als bei meinen Männern. Und vielleicht auch, weil ich hoffte, der Stein würde mir sagen, was

ich tun sollte.

Er tat es nicht.

In der Nacht erschien der Mann ohne Gesicht.

Er kam aus dem Nebel, wie immer. Schwarzes Pferd. Kein Laut. Kein Atem. Wo sein Gesicht hätte sein sollen, war Schatten. Die Männer erzählten sich Geschichten über ihn – ein Todesbote, ein Geist, ein König der Anderswelt.

Er sah mich an.

Oder etwas in mir.

»Du wirst verlieren«, sagte er. Dann war er fort.

Ich dachte an meine Frau. An meine Tochter. An den Rauch, der sie mir genommen hatte, bei einem Angriff, den *andere* geführt hatten. Ich hatte nicht geführt. Ich war zu spät gewesen.

Meine Eltern waren da schon tot gewesen. Krankheit. Winter. Hunger.

Alles, was mir geblieben war, war Verantwortung.

Johanna fragte mich nach meiner Vergangenheit, ohne zu fragen. Sie hörte einfach zu. Und irgendwann erzählte ich es ihr.

Sie weinte nicht. Sie sah mich an.

So, wie sie mich von Anfang an angesehen hatte.

»Ich wollte nie hier sein«, sagte sie später. »Meine Redaktion hat mich geschickt. Für ein paar Wochen nach Irland. Wikinger. Mythen. Geschichte.« Sie lachte leise. »Ich wollte schreiben. Nicht verschwinden.«

»Du willst zurück«, sagte ich.

Sie nickte.

Aber sie sagte nicht: *Jetzt!*

Als ich sie ansah, wusste ich: Wenn sie blieb, würde alles anders werden. Wenn sie ging, würde etwas in mir endgültig verloren gehen.

Der Stein wartete. Die Heilige auch.

Und ich verstand, dass der nächste Angriff nicht nur über Beute entscheiden würde – sondern über Zeit.

Und über uns.

Kapitel 4

Die Glocken im Boden

Johanna

Der Klang kam aus der Erde.

Nicht laut.

Nicht fern.

Er war da, als hätte er immer dort gelegen und nur auf mich gewartet.

Ich blieb stehen. Jeder Muskel in meinem Körper spannte sich an, als hätte jemand meinen Namen gerufen, nicht mit einer Stimme, sondern wie etwas, das mich bereits kannte.

»Hörst du das?«, fragte ich.

Erik sah mich an. Einen Moment lang dachte ich, er würde lügen. Dann veränderte sich sein Gesicht.

»Ja.«

Das Wort fiel schwer zwischen uns.

Wir folgten dem Klang bis an den Rand des alten Friedhofs, dorthin, wo die Erde dunkler war, feuchter, unberührt.

Der Nebel verdichtete sich, je näher wir kamen. Meine Haut prickelte. Mein Herz schlug zu schnell.

»Hier!« Das Wort kam über meine Lippen, bevor mein Verstand folgen konnte.

Erik kniete sich hin und grub mit bloßen Händen. Erde sammelte sich unter seinen Nägeln, sein Atem blieb ruhig. Dann stieß er auf Metall.

Ein dumpfer Ton.

Wie ein Herzschlag.

Die Glocke war kleiner, als ich erwartet hatte. Grünlich angelauten, eingeritzt mit Zeichen, die älter wirkten als jede Kirche. Ich hatte viele Geschichten und Sagen über die Glocken gehört. Dass man sie einst im Boden versenkt hatte, um sie vor den Wikingern zu retten. Dass ihr Klang mehr sei als Metall auf Metall. Man sagte, sie seien magisch. Doch niemand glaubte das wirklich. Auch ich nicht. Für mich waren es Übertreibungen gewesen, Spinnerei, Folklore, ausgeschmückt für Touristen und Pilger. Doch sie jetzt vor mir zu sehen, sie zu berühren, sie zu spüren, war etwas vollkommen anderes.

Und zum ersten Mal wusste ich, dass die Geschichten nicht gelogen hatten, sie hatten nur die ganze Wahrheit verborgen.

Als Erik sie berührte, zuckte er zurück.

»Sie ist warm.« Auch ich berührte sie. Urplötzlich sah ich Bilder vor meinem inneren Auge.

Bilder von Straßen und Autos ...

Ein weiteres Bild erschien ein Bildschirm mit meinem Namen.

Meine Chefin, die eine Vermisstenanzeige über mich im Fernsehen zeigte. Ein Kollege, der vor den Ruinen der Kirche stand und wahrscheinlich über mein plötzliches Verschwinden redete.

Mir wurde schwindelig.

»Johanna«, sagte Erik scharf. »Was geschieht da?«

Ich sah ihn an Ich sah ihn an und wusste plötzlich, dass ich gehen konnte.

Dass der Weg offen war.

Dass ich nur zuhören musste.

»Das ist ein Übergang«, flüsterte ich. »Aber kein Geschenk.«

Die zweite Glocke lag tiefer. Als wir sie freilegten, rann Blut aus der Erde, nicht viel, aber genug.

»Die Heilige fordert einen Preis«, erinnerte ich mich an meine Träume.

Der Klang wurde stärker.

Ich dachte an meine Zeit.

An mein Leben.

An alles, was noch möglich gewesen wäre.

Und an Erik.

Der Nebel schloss sich um uns.

Und irgendwo hinter uns ein Hufschlag.

Erik

Ich hatte viele Schlachten überlebt.

Aber nichts hatte mich so erschüttert wie dieser Klang.

Er kam nicht in meine Ohren. Er kam in meine Knochen.

Als ich die Glocke berührte, sah ich sie.

Meine Tochter.

Wie sie lachte.

Wie sie starb.

Meine Frau.

Ihr Blut auf dem Boden.

Ich ließ die Glocke fallen.

»Das ist kein Werk Gottes«, sagte ich.

»Und kein Werk von Menschen.«

Johanna sah aus, als würde sie zwischen Welten stehen.
Ihre Augen glänzten, als sähe sie Dinge, die ich nie sehen
durfte.

»Sie bringt mich zurück«, sagte sie leise.

Mein Herz zog sich zusammen.

Nicht vor Angst.

Vor Gewissheit.

»Geh nicht zurück«, sagte ich.

Ich wusste nicht, an wen ich mich wandte, an sie, an den
Berg, an die Tote unter dem Stein.

Da erschien der Reiter, als wäre er aus dem Nichts gebo-
ren.

Auf einem schwarzen Pferd.

Kein Gesicht.

Nur ein Schatten seiner selbst.

»Nicht jeder, der hört, darf gehen«, sagte er.

»Und nicht jeder, der bleibt, überlebt.«

Johanna trat instinktiv einen Schritt zurück. Ich trat zu ihr.

»Wenn du gehst«, sagte ich, »dann verlierst du mich.« Es
war kein Vorwurf.

Es war nur die Wahrheit.

Die Glocken begannen erneut zu läuten.
Nicht von selbst.
Das konnten sie nicht mehr.
Sie antworteten.
Auf uns.
Und ich wusste: Was immer sie wählte, es würde uns beide verändern.

Kapitel 5

Blut und Eid

Johanna

Die Sonne brannte flach auf das Kloster, das nun unter Eriks Kontrolle stand. Die Mauern, einst heilig, waren nun mit Wachen besetzt, mit Männern, die ich vor Kurzem noch für plündernde Barbaren gehalten hätte. Jetzt sah ich in ihnen disziplinierte Krieger, Beschützer, mit harten, aber treuen Gesichtern. Ich beobachtete, wie Erik mit seiner Gefolgschaft sprach. Sein Gesicht war ernst, sein Ton entschlossen. Und ich wusste, dass er die Geschichte verändern wollte.

»Du kannst das nicht ernst meinen«, sagte ich leise, als wir allein auf dem Vorplatz standen. »Die Nonnen ... sie sind tot. Du kannst nicht einfach hierbleiben und ...« Ich brach ab, weil mir die Worte fehlten.

Erik sah mich an. »Ich weiß, was sie getan haben, Johanna. Die Nonnen, sie haben Spione beherbergt, Verräter versteckt und mit dem Feind paktiert. Ich weiß auch, was wir getan

haben. Keiner hier ist unschuldig ...« Seine Stimme war rau, aber ruhig. »Aber ich kann etwas besser machen. Ich kann die Fehler der Vergangenheit ... ausgleichen.«

»Du willst die Geschichte ändern!« Ich schüttelte den Kopf, mein Herz schlug schneller. »Du kannst sie nicht einfach umschreiben, nur, weil du es besser machen willst!«

Erik trat einen Schritt näher. »Und wenn ich es besser machen kann? Wenn ich die Macht habe, den Schmerz von allen zu verringern?« Sein Blick suchte meinen, und ich sah mehr als nur den Anführer. Ich sah einen Mann, der sein Herz lange verschlossen gehalten hatte. Einen Mann, der es kaum noch wagte zu fühlen.

Und plötzlich war da diese Nähe zwischen uns, stärker als jede Vernunft. Ich spürte, wie sich unsere

Hände berührten, unbeabsichtigt, flüchtig. Dann kam der Kuss. Erst vorsichtig, zögernd, dann leidenschaftlich. Seine Lippen auf meinen, und ich wusste sofort: Erik fühlte seit Jahren nicht mehr so wie jetzt. Sein Herz, das ich für Stein gehalten hatte, schlug wieder. Für mich.

Ich löste mich, atmete schwer. »Und was ist mit deinem Volk? Mit deinen Männern? Sie haben das Kloster zerstört. Sie haben ...«, ich schluckte, »sie haben Blut an den Händen.«

Erik senkte den Blick. »Ich weiß. Ich kann es nicht ungeschehen machen. Aber ich kann dir zeigen, dass ich besser führen will. Dass ich nicht nur plündern will.«

»Und du willst, dass ich das akzeptiere?« Ich spürte Wut und Verlangen gleichzeitig. »Dass ich dir zusehe, wie du Geschichte veränderst?«

Er nahm meine Hand, fest, ohne sie zu zerdrücken. »Ich will, dass du mir vertraust. Dass du mir hilfst.«

Ich sah in seine Augen, und für einen Moment vergaß ich alles andere, das Kloster, die Glocken, die Zeit. Es gab nur uns beiden.

Aber die Stimmen der Dorfbewohner erinnerten mich an die Realität. Sie beobachteten uns, misstrauisch, voller Angst und Hass. Erik war ein Anführer, ja, aber würde er sie schützen, oder würde er wieder nur der Wikinger sein, der plünderte und mordete, um zu bekommen, was er wollte, wie all die Jahre zuvor?

Erik

Sie sah mich an, und ich sah alles, was ich verloren hatte. Alles, was ich zu lange vergraben hatte. Johanna war keine Frau, die Angst hatte. Keine, die sich einfach fügen würde. Und das machte mich wütend, verletzlich und ... lebendig.

Ich wusste, dass sie recht hatte. Meine Männer hatten Blut vergossen, das Kloster zerstört. Doch ich wollte mehr sein als nur ein Anführer der Barbaren. Ich wollte der Mann sein, der Verantwortung übernimmt. Der das Richtige tut, auch wenn es schwer ist.

»Ich habe versprochen, dass ich besser führen will«, sagte ich, »dass ich nicht nur plündern will. Dass wir etwas aufbauen können.«

»Du kannst die Vergangenheit nicht ändern«, sagte Johanna. Ihre Stimme war streng, und doch klang darin Sorge. »Du kannst nicht einfach alles besser machen.«

Ich zog sie zu mir, unsere Lippen trafen sich. Der Kuss war

intensiv, voller unterdrückter Gefühle, voll all der Jahre, in denen mein Herz zu Stein geworden war. Sie schmeckte nach Gegenwart und Zukunft zugleich. Ich hatte nie gedacht, dass ich nach all dem Verlust wieder so fühlen könnte, und jetzt tat ich es. Für sie. »Johanna ...« Meine Stimme war ein raues Flüstern. »Ich habe seit der Zeit meiner Frau und meiner Tochter ... seit all den Jahren ... nie wieder so gefühlt.« Ich sah sie an. »Ich ... ich will dich nicht verlieren. Nicht jetzt.«

Sie wich zurück, aber nur leicht. »Und was, wenn du es nicht schaffst? Wenn deine Männer dir nicht folgen werden? Wenn die Dorfbewohner ... wenn alles auseinanderfällt?«

»Dann kämpfen wir.« Ich sah Hákon und die anderen Männer in der Ferne. Sie beobachteten uns, gespannt, misstrauisch. Ich wusste, dass nicht jeder mir folgen würde, nur, weil ich es wollte. Aber ich musste es versuchen. Für das Dorf. Für das Kloster. Für Johanna. »Wir werden sehen, wie viele uns folgen«, sagte ich. »Aber ich verspreche dir eines: Ich werde nicht zulassen, dass wir nur Zerstörung hinterlassen.« Sie nickte, zaghaft, aber Hoffnung flackerte in ihren Augen auf. Und ich wusste, dass – egal, welche Geschichte uns noch erwartete – wir sie gemeinsam schreiben würden.

Kapitel 6

Slieve Gullion

Johanna

Der Berg erwachte nicht mit einem Donnern. Er atmete.

Der Nebel kroch dichter zwischen die Hütten, schwerer als zuvor. Die Luft schmeckte metallisch. Ich spürte es sofort, dieses Ziehen tief unter der Haut, als würde etwas Altes meinen Namen kennen.

Slieve Gullion sah anders aus als am Tag zuvor. Dunkler. Näher.

Nicht wie ein Ort. Wie ein Wesen.

Die Dorfbewohner sammelten sich auf dem Platz. Erst leise. Dann laut. Stimmen voller Angst, Zorn, Hass. Frauen mit Steinen in den Händen. Männer mit Werkzeugen, die zu Waffen wurden.

»Sie haben unsere Schwestern getötet!«

»Sie haben unser Kloster entweiht!«

Ich sah Erik zwischen seinen Männern stehen. Breit, ruhig, aber angespannt. Seine Gefolgschaft bildete einen Halbkreis. Schwerter wurden gezogen.

Das durfte nicht passieren. Nicht so.

»Erik«, sagte ich leise. »Der Berg ... er verstärkt das hier.«

Er sah mich an. Seine Augen waren dunkel. »Dann sag mir, was ich tun soll.«

Ein Schrei.

Ein Stein flog.

Und dann kippte alles.

Ein Dorfbewohner stürzte sich auf einen der Männer. Ein Schwert blitzte auf. Blut spritzte auf den Boden, und im selben Moment bebte die Erde unter unseren Füßen.

Der Berg antwortete.

Ein tiefes Grollen, nicht laut, aber allgegenwärtig. Die Menschen schrien. Einige flohen. Andere kämpften weiter.

Ich begriff es mit brutaler Klarheit: Jeder Tote nährte den Berg.

»Hör auf!« schrie ich. »Ihr macht es schlimmer!«

Niemand hörte.

Erik packte einen seiner Männer, stieß ihn zurück. »Nicht töten!«, brüllte er. »Nicht heute!«

Ich spürte eine Welle durch mich hindurchgehen. Bilder. Vergangenheit. Rituale.

Opfer. Der Berg hatte immer gefordert. Und er würde es wieder tun.

Ich sank auf die Knie.

»Ich bin Teil davon«, flüsterte ich. Nicht Zuschauerin. Nicht Reporterin.

Teil der Geschichte.

Erik

Ich hatte Schlachten geführt.

Aber das hier war anders.

Das war kein Krieg.

Das war pure Angst.

Die Dorfbewohner kämpften nicht, um zu siegen, sie kämpften, um nicht zu verschwinden. Und meine Männer ... sie kannten nur eine Antwort: töten oder getötet werden.

Ich sah einen Mann fallen, der nur seine Familie hatte schützen wollen.

Und ich wusste: Wenn das so weiterging, würde ich alles – oder sie – verlieren.

Johanna stand mitten im Chaos, reglos, als lausche sie etwas, das wir nicht hören konnten. »Sag mir, was ich tun soll«, hatte ich gesagt, eher zum Berg als zu ihr.

Jetzt wusste ich: Der Berg hatte mich schon lange erhört, und vielleicht auch Johanna.

Der Berg bebte erneut. Ein Schrei hallte wider, keiner wusste, woher er kam.

»Das ist der Preis«, sagte Johanna leise, als ich bei ihr war.
»Der Berg akzeptiert keine halben Entscheidungen.«

»Dann sag mir, welche er will.«

Sie sah mich an. Und in ihrem Blick lag etwas Endgültiges.

»Entweder Macht.«

»Oder Schutz.«

Ich verstand.

Wenn ich Anführer bleiben wollte, musste ich loslassen, was ein Wikinger war.

Wenn ich bleiben wollte, musste ich anders führen als jeder vor mir.

Ich hob die Hand.

»Genug!« rief ich. »Wer heute tötet, gehört nicht mehr zu mir.«

Ein Raunen ging durch meine Gefolgschaft.

Hákon sah mich an. Lange. Dann senkte er das Schwert.

Nicht alle taten es.

Aber genug.

Ich trat vor die Dorfbewohner, legte mein Schwert auf den Boden.

»Ich schwöre bei dem Berg«, sagte ich laut. »Kein weiteres Blut! Nicht von euch, nicht von uns.«

Der Nebel zog sich zurück. Nur ein wenig.

Johanna trat zu mir. Ihre Hand fand meine.

»Das war die erste Veränderung«, sagte sie leise.

Ich nickte.

Und wusste: Es würde keine letzte sein.

Der Berg hatte uns gehört.

Und die Geschichte hatte begonnen, sich neu zu schreiben.

Kapitel 7

Die Wahl

Johanna

Der Gedanke an die Rückkehr hatte mich nicht verlassen.

Er lauerte wie ein Schatten, der immer ein wenig hinter mir blieb, egal wie nah Erik mir kam.

Wir suchten nicht lange nach Antworten.

Der alte Priester fand uns.

Er hieß Fiachra. Ein Mann, dessen Rücken vom Alter gebeugt war, dessen Augen jedoch wach blieben, als hätten sie zu viele Dinge gesehen, um noch überrascht zu sein.

Als er mich ansah, zögerte er nicht.

»Du bist nicht von hier«, sagte er ruhig.

Ich hielt den Atem an.

»Woher wisst Ihr das?«

Er lächelte schwach. »Weil ich euch schon einmal gesehen habe.«

»Mich?«

»Nicht dich.«

Er tippte sich mit zwei Fingern an die Brust. »Das, was dich hierhergebracht hat.«

Er erzählte uns die Legende bei schwachem Feuerlicht.

Von Menschen, die zwischen Zeiten gefallen waren.

Von Händlern, die fremde Sprachen sprachen, ohne sie gelernt zu haben.

Von Frauen, die verschwanden, wenn der Nebel kam und Jahre später nicht mehr alterten, als wären sie nie fort gewesen.

»Manche kehrten zurück«, sagte Fiachra.

»Andere blieben. Nicht immer freiwillig.«

Der Weg sei real.

Aber er fordere Wahrheit.

»Du kannst nur gehen, wenn du nichts zurücklässt, das dich festhält«, sagte er zu mir.

»Denn wer zögert, bleibt gefangen.«

Der Übergang sei nur möglich:

bei bestimmtem Mond

am Stein

mit den Glocken

Und nur einmal im Leben.

Mir wurde kalt.

Was, wenn ich zurückkehrte und niemand mir glaubte, was ich erlebt hatte?

Was, wenn Erik nur eine Fußnote in der Geschichte blieb?
Was, wenn ich ihn vergaß ... oder er mich?
Meine Gefühle machten alles schwerer.
Sie standen mir im Weg.
Sie waren der Grund, warum ich zögerte.

Erik

Ich wusste, was kommen würde, noch bevor sie es aussprach.

Man erkennt Abschiede nicht an Worten.
Man erkennt sie an der Art, wie jemand still wird.
Der Priester sprach von Wegen.
Von Wahrheit.
Von Entscheidungen.
Ich hörte nur eines: Sie konnte gehen.
Und ich konnte sie nicht halten.
»Ich werde dich nicht festhalten«, sagte ich schließlich.
Johanna sah mich an, als hätte ich ihr etwas genommen.
Dabei gab ich ihr alles.

»Schon wieder«, dachte ich.
Schon wieder verlässt mich eine Frau.
Meine Frau war gegangen. Im Feuer! Meine Tochter. Im Blut!

Und nun sie.
»Du hast mich verändert«, sagte ich leise. »Mehr, als du weißt.«

Mein Herz war lange aus Stein gewesen. Johanna hatte Risse hineingebracht.
Sie bat mich, das Dorf zu schützen.
Die Menschen.

Nicht aus Schuld, sondern aus Entscheidung.
Ich versprach es.
Nicht als Anführer. Nicht als Wikinger. Als Mann.

Johanna

Der Mond stand richtig.
Der Nebel war da.
Die Glocken lagen offen vor mir. Still. Wartend.
Ich wusste jetzt, wie ich zurückkehren konnte.
Ich wusste nur nicht, ob ich es wollte.
»Ich gehe«, sagte ich schließlich.
Nicht zu Erik. Zu mir selbst.
Ich küsste ihn.
Kein Versprechen.
Kein Schwur.
Nur Wahrheit.
»Ich liebe dich«, sagte ich.
Er antwortete nicht sofort. Dann nickte er.
»Und genau deshalb lasse ich dich gehen.«
Die Glocken begannen zu klingen.
Nicht laut.
Nicht sanft.
Ehrlich.
Ich trat vor.
Der Stein wurde warm.
Der Nebel schloss sich.
Ich ging.
Nicht freiwillig. Nicht ganz.

Erik

Ich blieb zurück.

Der Berg schwieg.

Die Glocken verstummten.

Sie war fort.

Ich kniete nieder, legte meine Hand auf den Stein. »Ich werde es besser machen.« »Für sie.«

Und tief in der Erde glaubte ich die Glocken ein letztes Mal zu hören, als Abschiedsgruß für uns beide.

Kapitel 8

Zwischen den Zeiten

Johanna

Ich kam zurück an den Ort, an dem alles begonnen hatte.

Die Ruine stand still im Morgenlicht.

Kein Nebel.

Keine Glocken.

Nur Steine.

Für einen Moment dachte ich, ich hätte mir alles eingebildet.

Dann hörte ich Stimmen.

»Johanna?«

Tim.

Er stand ein paar Meter entfernt, bleich vor Erleichterung.

Später erfuhr ich, dass man mich gesucht hatte. Tagelang. Wochen.

Mein Verschwinden war Gesprächsthema gewesen, im Dorf, in Irland, sogar in Deutschland.

Reporter. Kameras. Ein irisches Geister-Team.

Ich sagte nichts von der Wahrheit.

Ich erzählte eine Geschichte.

Eine glaubwürdige.

Von einem Zusammenbruch. Orientierungslosigkeit.

Von Tagen, an die ich mich angeblich nicht erinnerte.

Sie glaubten mir.

Und ich hatte Ruhe.

Doch nachts kam Erik zurück.

Immer.

Ich suchte nach ihm. In Archiven. In Artikeln. In Chroniken.

Nichts.

Als hätte er nie existiert.

In der kleinen Bibliothek des Ortes fand ich schließlich das Buch.

Aus dem Mittelalter.

Alt. Verstaubt. Unscheinbar.

Und doch stand es dort.

Der Priester hatte sich geirrt.

Oder gelogen.

Es gab einen zweiten Weg zurück.

Zurück zu ihm ... Ein Ritual.

Gefährlich.

Unvollständig.

Aber möglich.

Gespannt wartete ich auf den nächsten Vollmond.

Erik

Das Dorf war ruhig geworden.

Nicht friedlich, aber ruhig.

Ich hielt mein Wort.

Wir nahmen nicht mehr, als wir brauchten.

Wir töteten nicht ohne Not.

Manche Dorfbewohner hassten mich. Andere beobachteten mich nur.

Ich lebte.

Aber etwas fehlte.

In manchen Nächten glaubte ich, ihren Namen zu hören, getragen vom Wind.

In der Vollmondnacht stand ich allein am Stein.

Die Glocken waren still.

Dann: ein Zittern.

Ein falscher Ton in der Luft.

Ich legte die Hand auf den Stein.

»Johanna«, sagte ich leise.

Johanna

Der Vollmond stand hoch.

Ich folgte dem Buch.

Schnitt in die Handfläche.

Ein Tropfen Blut.

Die Glocke berühren. Den Namen sagen.

Nicht meinen.

Seinen.

Der Nebel kam, zu schnell.

Der Boden bebte.
Etwas lief falsch.
Ich trat vor.
Und fiel.
Ob Johanna zurückkehrte oder zwischen den Zeiten verloren ging, wusste niemand. Noch nicht.

Kapitel 9

Der Nebel öffnete sich

Erik

Der Nebel kam wieder.
Nicht plötzlich.
Nicht wie ein Angriff.
Er kam so, wie er es immer tat, wenn ich dachte, ich hätte gelernt, ohne sie zu leben.
Monate waren vergangen.
Der Sommer war gekommen und gegangen. Die Ernte war eingebracht worden. Das Dorf hatte sich verändert, oder ich hatte es getan. Die Menschen sahen mich anders an. Nicht mehr nur als den Wikinger, der geblieben war, sondern als den Mann, der nicht weiter zerstörte.
Ich tat, was ich versprochen hatte.
Ich hielt meine Männer zurück. Ich schlichtete Streit. Ich ließ niemanden mehr fürchten, dass der nächste Morgen Blut bringen würde.
Und doch war da diese Leere.

Ich hatte aufgehört zu warten.

Oder mir zumindest eingeredet, dass ich es getan hatte.

Johanna war gegangen.

Ich hatte sie selbst losgelassen.

Ich dachte oft an den Moment, als sie im Nebel verschwunden war. Nicht an ihre Schritte, sondern an ihren Blick. So, als würde sie einen Teil von sich hierlassen. Bei mir.

Manchmal glaubte ich, sie zu spüren.

Kein Geräusch. Kein Zeichen. Nur ein Druck in der Brust, als würde jemand meinen Namen denken.

Der Nebel sammelte sich am Rand des Dorfes, nahe dem Hügel. Dort, wo alles begonnen hatte. Ich ging allein dort hin. Tat ich oft. Die Leute sagten nichts mehr dazu.

»Du bist nicht hier«, murmelte ich.

Nicht als Bitte, als Wahrheit, die endlich ausgesprochen wurde.

Und doch, in diesem Nebel war etwas anders.

Er war dichter, aber nicht kalt.

Er roch nicht nach Abschied, sondern nach ... Nähe. Als stünde etwas kurz davor, durchzubrechen, ohne es zu können.

Ich schloss die Augen.

Zum ersten Mal seit Langem erlaubte ich mir, an sie zu denken, ohne mich dafür zu schämen.

Wenn du lebst, dachte ich, dann sei glücklich.

Wenn du tot bist, dann ...

Der Gedanke endete dort, wo ich ihn nie zu Ende bringen konnte.

Der Nebel bewegte sich.

Nicht weg.

Auf mich zu.

Und mein Herz begann zu schlagen, wie damals, in jener Nacht, als ich sie zum ersten Mal getragen hatte.

Johanna

Der Vollmond stand genauso, wie es im Buch beschrieben war.

Ich hatte alles getan, wie es dort stand. Die Zeichen. Die Worte. Den Ort.

Und trotzdem wusste ich in dem Moment, als der Boden unter mir nachgab: Etwas war falsch.

Es gab kein Fallen. Kein Aufprallen.

Ich war einfach ... nicht mehr da.

Die Zwischenwelt war kein Ort.

Sie hatte keine Farben, keine Richtung. Kein Oben, kein Unten. Ich stand – oder schwebte – in etwas, das sich wie Raum anfühlte, aber leer war. Kein Nebel. Kein Licht. Nur ein endloses Grau, das nicht einmal Dunkelheit war.

Zeit existierte nicht.

Ich wusste nicht, wie lange ich dort war. Sekunden. Stunden. Oder Jahre.

»Das ist der Preis«, flüsterte ich.

Der Priester hatte mich gewarnt. Er hatte gesagt, man könne den Weg nicht erzwingen. Dass Liebe kein Schlüssel sei, sondern eine Prüfung.

Ich hatte nicht zugehört.

Angst kroch in mir hoch, langsam, lähmend.

Was, wenn es keinen Rückweg gab?
Was, wenn ich alles verloren hatte, meine Zeit und ihn?
Ich sank auf die Knie, obwohl ich nicht wusste, ob es überhaupt einen Boden gab.
Und dann dachte ich an Erik.
Nicht an seine Stärke. Nicht an den Krieger.
Ich dachte an seine Ruhe.
An seine Hand auf meiner Stirn.
An den Moment, als er mich gehen ließ, obwohl es ihn zerbrach.
»Bitte!«, sagte ich.
Nicht zu den Glocken. Nicht zur Magie.
Zu ihm.
In der Ferne – oder vielleicht in mir – erschien ein Licht.
Kein grelles Leuchten. Nur ein warmer Schimmer, wie eine Erinnerung, die sich weigert zu verblassen.
Ich stand auf.
Das Licht wurde stärker, je näher ich ihm kam.
Und dann: Nebel.
Kalter, feuchter Nebel schlug mir entgegen. Ich stolperte, fiel auf festen Boden. Gras. Erde. Ich atmete scharf ein.
»Das ...«, flüsterte ich, »das geht nicht.«
Ich hob den Blick.
Er stand vor mir.
Nicht wie eine Erinnerung.
Nicht wie ein Geist.
Lebendig. Wirklich.
»Erik.«
Meine Stimme brach. Meine Knie gaben nach. Für einen

Moment war ich überzeugt, dass ich tot war. Dass dies nur der letzte Trost war, den mein Verstand mir schenkte.

Dann kniete er sich vor mich.

Seine Hand berührte mein Gesicht. Warm. Zögernd. Unglaublich vorsichtig.

»Du bist hier«, sagte er. Nur das.

Und ich wusste: Der Nebel hatte mich nicht verschlungen. Er hatte sich geöffnet.

Der Nebel lag still um sie herum.

Nicht als Grenze.

Sondern wie ein Atemzug, der endlich losgelassen hatte.

Noch war nichts entschieden. Noch war nichts sicher.

Aber zum ersten Mal seit langer Zeit standen sie wieder am selben Ort.

Und diesmal war der Nebel kein Gefängnis mehr.

Kapitel 10

Die Zeit, die blieb

Johanna

Ich wusste es, bevor ich es aussprach.

Der Nebel hatte sich gelegt, aber in mir war es klarer als je zuvor. Ich stand neben Erik, spürte seine Nähe, seine Wärme, nicht wie etwas Verbotenes, sondern wie etwas Selbstverständliches.

»Ich gehe nicht zurück«, sagte ich.

Die Worte waren ruhig. Kein Zittern. Keine Angst.

Ich hatte mein ganzes Leben damit verbracht, Dinge zu erklären, zu hinterfragen, Beweise zu sammeln. Doch diese Entscheidung brauchte nichts davon.

»In meiner Zeit hält mich nichts mehr«, fuhr ich fort.

Ich sah ihn an, wollte, dass er verstand... wirklich verstand.

»Meine Eltern sind tot. Ein Unfall. Vor Jahren.«

Ich hatte darüber geschrieben, gesprochen, es analysiert. Aber es hatte mich nie verlassen.

»Es gibt niemanden, der auf mich wartet. Kein Zuhause, das mich braucht.«

Er schwieg. Und genau dieses Schweigen war kein Zweifel.

»Hier«, sagte ich leise, »bin ich nicht nur eine Beobachterin. Ich bin Teil von etwas. Von dir.«

Ich atmete tief ein.

»Ich entscheide mich für dich. Für dieses Leben. Endgültig.«

Zum ersten Mal seit Beginn dieser Reise hatte ich nicht das Gefühl, etwas aufzugeben. Ich hatte das Gefühl, anzukommen.

Erik

Als sie es sagte, fiel etwas von mir ab, das ich so lange getragen hatte, dass ich vergessen hatte, wie schwer es war.

Ich hatte sie nie festhalten wollen. Nie bitten. Nie zwingen.

Aber ich hatte gehofft. Und diese Hoffnung hatte mich mehr gekostet als jeder Kampf.

In der Nacht danach träumte ich.

Ich stand am Rand des Meeres. Der Himmel war hell, ruhig. Kein Sturm. Kein Nebel. Meine Frau stand dort. Und meine Tochter.

Sie lächelten.

Nicht traurig. Nicht vorwurfsvoll.

Meine Tochter lief auf mich zu, legte ihre kleine Hand in meine.

Dann ließ sie los.

Meine Frau sah mich an, so, wie sie es damals getan hatte, bevor sie starb.

»Du darfst weitergehen«, sagte sie.

»Du bist nicht allein.«

Sie gingen ins Licht.

Nicht hastig. Nicht verloren.

Als ich erwachte, war mein Gesicht nass. Aber mein Herz war ruhig.

Zum ersten Mal seit vielen Wintern.

Epilog – Jahre später

Johanna

Ich stehe am Rand des Dorfes und halte meinen Bauch. Unser Haus ist kein Palast. Holz. Stein. Wärme.

Die Dorfbewohner grüßen mich. Nicht ehrfürchtig. Nicht misstrauisch. Einfach ... normal. Ich habe gelernt, Brot zu backen, Wunden zu versorgen, Geschichten zu erzählen, und manchmal schreibe ich sie noch, in Gedanken. Für niemanden außer mich selbst.

Erik kommt auf mich zu.

Nicht als Anführer, nicht als Krieger.

Als mein Mann.

Unsere Hochzeit war schlicht. Kein Prunk. Aber jeder im Dorf war da.

Sie hatten ihn akzeptiert. Nicht, weil er stark war, sondern weil er geblieben war.

Viele seiner Männer waren gegangen.

Einige, weil sie den Frieden nicht wollten. Andere, weil sie ein anderes Leben suchten.

Hákon blieb.

Nicht als Rebell. Sondern als Wächter.

Unsere Tochter wird bald geboren werden.

Erik hofft auf ihre Augen. Ich auf seine Ruhe.

Vielleicht bekommt sie beides.

Wir haben ihr bereits einen Namen gegeben.

Eira.

Erik schlug ihn vor, an einem Abend, an dem der Nebel fernblieb und das Feuer ruhig brannte. In seiner Sprache bedeutet er *Schutz* und *Barmherzigkeit*. In meiner Welt hieß er etwas anderes: *Heilung*.

Ich mochte, dass beides stimmte.

Manchmal glaube ich, dass die Glocken uns nicht hierhergeführt haben, sondern genau hierher entlassen.

Und wenn Eira eines Tages fragt, woher ich komme, werde ich sagen:

Von einem Ort, an dem ich nicht bleiben konnte und aus einer Geschichte, die mich hierhergeführt hat.

Erik

Ich sehe das Dorf und erkenne es kaum wieder.

Nicht, weil es sich verändert hat. Sondern weil ich es getan habe.

Ich bin kein König.

Kein Held aus Liedern.

Ich bin ein Mann, der gelernt hat zu bleiben.

Johanna steht im Licht. Unsere Zukunft in ihren Händen.
Und ich weiß: Ich habe meine Vergangenheit nicht vergessen.

Aber sie bestimmt mich nicht mehr.

Die Glocken im Boden schweigen. Nicht, weil sie tot sind.
Sondern weil sie gehört wurden.

Ende

Manche Wege führen durch die Zeit. Andere führen nach Hause.

Und manchmal ist das größte Wunder nicht die Rückkehr,
sondern das Bleiben.